



Lena Rittmeyer *1985

Worte



Es ist ein bedrohliches Schauspiel. Der Himmel sieht erzürnt auf die Menschen herab. Es scheint, als versuche er Worte zu bilden, vernichtende Worte, die er ihnen durch die dicken, mächtigen, sich auftürmenden, gräulich-schwarzen Wolken entgegenschleudern will. Da verdunkelt er sich wieder, lässt Wolken wie hungrige Wölfe übereinander herfallen. Und unter dem wilden Tanz der Bäume, die sich hin und her

schütteln, spritzt das Blut.

Erst nur Tropfen, dann Spritzer, Bäche, Ströme. Ein Zucken, hell erleuchtet. Ein boshafte, gemeines, provozierendes und stichelndes kurzes Zucken, das mit geballter Kraft ausgestossen wird, um sein Ziel nicht zu verfehlen. Und dann Aggressionen, Enttäuschungen, Verzweiflung und angestaute Wut. Alles entlädt sich in diesem einen Grollen, gefolgt von einem ohrenbetäubenden Donnerschlag, der wie ein Kanonenschuss einschlägt und alle Geräusche schlagartig verstummen lässt. Der Himmel lacht, hämisch und spöttisch. Er hat seine Worte gefunden.

Aber Herr Winter nicht. Wie jedes Mal. Herr Winter sitzt aufrecht da. Auf einer Bank, platziert an einem steilen, grasbewachsenen Berghang. Er sieht hinauf in den Himmel,

die Regentropfen klatschen ihm beinahe schmerzhaft ins

Gesicht, in die Augen, so dass er sie schliessen muss. Sein

Gesicht ist nass. Sein Hemd, seine Hose und seine Schuhe auch. Seine Haare kleben ihm am Kopf.

Herr Winter steht auf. Er blinzelt gedankenverloren, lässt seinen Blick über die unter ihm liegende Landschaft schweifen und macht sich auf den Weg. Herr Winter geht langsam. Jeder Schritt löst eine neue Gedankenwelle in ihm aus. Herr Winters Gang ist schwerfällig, aber regelmässig. Es kommt einem vor, als läge ein Meter Schnee. Herr Winter stapft. Dann kommt er an.

Es ist ein Haus, gross und gepflegt. Das Haus steht am Fusse des Berghanges, links und rechts passieren holperige Pfade, die schon von zahlreichen Wanderern begangen wurden. Vor den Fenstern mit den polierten Scheiben leuchten granatroter Geranien, fein säuberlich in Blumenkisten angeordnet. Das Haus erzählt eine Geschichte. Es berichtet von einer braven, bürgerlichen Familie, die Kinder wohlerzogen und wohlgenährt, kein wüstes Wort hören sie von ihren Eltern. Vor den Mahlzeiten waschen sie sich artig die Hände, und beim Essen sprechen sie nicht mit vollem Munde, stützen die Ellbogen nicht auf und hören ihren Eltern aufmerksam und ehrfürchtig zu. Morgens stehen sie früh auf, packen ihren



Schulranzen und machen sich auf den Weg zur Schule. Sie bringen gute Noten nach Hause, sehr gute. Und für ihr ausgezeichnetes Zeugnis erhalten die Kinder von ihrem Vater eine Überraschung. Ein Geschenk. Vielleicht etwas Geld oder ein Spielzeug. Einen Teddybär. Oder eine elektrische Eisenbahn. All das geht Herrn Winter durch den Kopf, wie er so vor diesem Haus steht.

Er hat schon viele Male vor diesem Haus gestanden. Auch drinnen ist er schon gewesen. Und jedes Mal, wenn er die Tür wieder hinter sich schloss und das Haus zurückliess, gingen ihm die gleichen Gedanken durch den Kopf. Er soll endlich aufhören. Das sei ja nicht zum Aushalten. Nicht mal sprechen könne er richtig.

Dann denkt er an sie. Gerade gestern ist sie aus London zurückgekommen. Sie hat dort einen Sprachaufenthalt gemacht. Er freut sich ehrlich, sie wiederzusehen. Er ist aber auch aufgeregt. Ob sie lachen wird? Das hat sie bis jetzt nie getan. Aber manchmal, da verzieht sie so ihren Mund. Wie wenn sie sich das Lachen verkneifen müsste. Er hat sie schon ein paar Mal darauf angesprochen, wieso sie denn lache, und ob sie ihn zum Lachen finde. Sie hat ihm dann jedes Mal einen Kuss gegeben und gesagt, nein, sie lache doch nicht wegen ihm. Herr Winter hat jedoch nie herausgefunden, was denn eigentlich der Grund für ihr Lachen war, wenn nicht er.

Vielleicht ist sie einfach nur ein fröhlicher Mensch. Ja, das ist sie. Herr Winter macht einige Schritte hin zur Haustür. Er streckt bereits den Arm aus, um auf die Klingel zu drücken, die Klingel, die er schon so viele Male niedergedrückt hat, zieht ihn dann aber wieder zurück. Was soll das eigentlich? Wieso tut er das? Es ist doch gut, so wie es ist.

Nein, Herr Winter will es jetzt endlich wagen. Er hat schon oft genug zugesehen, wie andere Männer, jung, elegant und gutaussehend, um sie herum scharwenzelten. Männer, die perfekt sprechen konnten und nicht Stunden brauchten, um einen anständigen Satz herauszubringen. Jetzt reicht es. Jetzt will er endlich um ihre Hand anhalten.

Herr Winter klingelt. Es passiert lange nichts. Dann öffnet sich quietschend ein Fenster. Es erscheint ein Kopf im Fensterrahmen, ein runzeliger, mürrischer, genervter Kopf, der schaut, als wäre ihm gerade die Handtasche gestohlen worden. Herr Winter muss trotz der ernsten und wichtigen Situation lachen. Es ist seit Jahren immer derselbe Kopf gewesen. Mit diesem ihm so wohlbekannten Gesichtsausdruck.

Der Kopf öffnet seinen Mund und fragt ebenso unfreundlich, wie es sein Gesicht verrät, was er hier wolle, bei diesem Wetter. Und wie er denn aussehe. Tatsächlich, es regnet immer noch in Strömen. Herr Winter hat es gar nicht mehr bemerkt. Soll er ihr jetzt erklären, wieso er hier ist?

Die Person oben am Fenster hustet. Was los sei, ob er jetzt gar nicht mehr sprechen könne. Doch, doch, das könne er schon noch. Herr Winter ärgert sich. Er ist zweimal angestossen, hatte eine Ewigkeit, bis der vollständige Satz seinen Mund verliess. Ob er zu Petra wolle. Die Frau runzelt die Stirn, als ob allein der Gedanke, zu Petra zu wollen, völlig absurd wäre. Herr



Winter nickt. Er habe ausserordentliches Glück, sie sei gerade gestern aus London zurückgekommen. Das weiss Herr Winter natürlich schon längst. Aber sie sei gerade unter der Dusche, ob er auf sie warte. Sonst könne sie ihr auch etwas ausrichten. Herr Winter meint, er werde warten, worauf die Frau ihren Kopf einzieht und das Fenster schliesst.

Herr Winter lehnt sich an die Hauswand und sieht in den Himmel hinauf. Die dunklen Wolken haben sich etwas verzogen, und es öffnet sich nun genau über dem Haus, an welchem er lehnt, ein Loch in der dicken, undurchdringlichen Wolkendecke. Ein Stück klarer Himmel kommt zum Vorschein, ein Stück strahlend blauer Himmel, das naiv in den Tag hinein lebt, ohne zu wissen, was vor einigen Minuten hier passiert ist, was für ein Kampf stattgefunden hat. Ein Stück klarer blauer Himmel, das wie ein kleines Kind seine Eltern mit Fragen durchlöchert und nichts ahnt von den Misereen dieser grausamen und ungerechten Welt.

Ruckartig wird die Haustür neben Herrn Winter aufgerissen. Und sie steht vor ihm. Sie sagt nichts, sie schweigt und lächelt. Herr Winter erwidert ihr Lächeln vorsichtig, nur zaghaft. Sie sitzen lange so da, lächeln sich manchmal an, wenn sich ihre Blicke zufällig treffen, aber ohne ein Wort zu wechseln. Dann räuspert sich Herr Winter und fragt, wie es gewesen sei in London. Eigentlich interessiert es ihn nicht besonders. Aber wenn er direkt mit der Tür ins Haus fällt, fühlt sie sich vielleicht überfordert.

Aber was ist das? Sie steht auf. Unvermittelt und brüsk. Es ist ein heftiges Aufstehen, kein zärtliches oder wohlwollendes. Herr Winter wird in diesem Augenblick klar, wie viel in einem blossen Aufstehen stecken kann. Was das Erheben eines Menschen aussagen kann. Es macht sich ein Gefühl in ihm breit, ein ungutes Gefühl, das sich einem Tier gleich in seiner Magengegend niederlässt. Sie dreht sich nun ebenso schroff zu ihm um. Ihm fällt auf, dass sie ihm nicht in die Augen sieht, seinem Blick ununterbrochen ausweicht, während sie spricht. Sie habe es ihm schon früher sagen wollen. Eigentlich schon, während sie in London gewesen sei. Es tue ihr leid, dass er es erst jetzt erfahre. Herr Winter weiss nicht, wie ihm geschieht. Er hat das Gefühl, von einer undurchdringlichen Haut überspannt zu werden. Das Tier in seinem Magen dreht und wendet sich.

Sie habe in London einen Mann kennengelernt. Er sei ein erfolgreicher Geschäftsmann und halte viele Vorträge an Konferenzen. Aha. Ein guter Redner also. Herr Winter hat es gewusst. Er hat es von Anfang an gewusst. Sie habe sich in ihn verliebt. In den Geschäftsmann. Sie ziehe schon in einem Monat zu ihm nach London.

In Herrn Winter beginnt es zu leben. Sein Magen zieht sich zusammen und krümmt sich unter dem Gewicht des Tieres, das immer schwerer wird. Wieso, bringt er gerade noch heraus, wieso sie ihm das antue. Es tue ihr ja leid, aber sie könne sich auch nicht dagegen wehren. Und irgendwie passten sie beide doch auch nie richtig zusammen. Und das Stottern sei für sie auch irgendwie seltsam gewesen.



Herr Winter stürzt nach vorn. Seine Beine knicken beinahe ein, aber dennoch rennt er, so schnell sie ihn tragen. Immer schneller. Er fällt hin, rappelt sich wieder auf, beginnt erneut zu laufen. Quer über die Wiesen und Felder läuft er, blind vor Wut, Enttäuschung und Verzweiflung. Bedrohliche Regenwolken ziehen wieder auf.

Herr Winter ist wie in Trance. Er taumelt, torkelt und fällt wieder hin. Es beginnt zu winden. Regen und Wind vermischen sich und peitschen gegen Herrn Winter, der das schmale Strässchen zum kleinen Bahnhof hinab stolpert.

«He, Franz!» Eine männliche Stimme gellt über den verlassenen Bahnsteig. Morgennebel zieht über die Geleise. Dann erscheint ein Mann mit einer orange leuchtenden Weste und russigen Händen. Er stellt sich vor den Billetschalter und beginnt einen Wortwechsel mit der Frau, die dort sitzt. «Typisch Franz, schläft wieder einmal aus. Letzte Woche kam er vier Mal zu spät. Ist sich das Frühaufstehen wohl immer noch nicht gewohnt.» Der Mann mit der Weste lacht und zündet sich eine Zigarette an.

Da ertönt eine aufgeregte Stimme. «Stefan! Stefan! Hier bin ich!» Der Mann mit Namen Stefan geht zu den Geleisen, sieht auf beide Seiten und entdeckt schliesslich Franz. «Du bist ja doch hier.» Franz steht da, mit aufgerissenen Augen. «Stefan, sieh dir das an.» Stefan nähert sich. Da liegt die Leiche eines jungen Mannes zerfetzt und blutüberströmt auf den Schienen.